Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Zur psychologischen Aetiologie des Krieges [Fortsetzung]
Autor: Oczeret, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917285

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR PSYCHOLOGISCHEN AETIOLOGIE DES KRIEGES

III.

Um die Bedeutung des Krieges als psychologisches Phänomen für unsere Zeit zu ergründen, skizzierten wir vor vierzehn Tagen das Werden unserer romanisch-germanisch-slavisch-europäischen Kultur und sahen zuletzt, dass das, was in Jahrhunderten organischen Werdens als Niederschlag der höchsten Kulturen im Orient, Hellas und Italien entstanden war, den urwüchsigen Naturvölkern des Nordens fast plötzlich aufgepfropft wurde. Wie verhielten sich diese Völker dazu? Auf welche Art suchten sie, das nahezu Unfassbare sich anzueignen?

Einerseits dichteten sie Christus um, machten aus ihm einen mächtigen König, aus seinen Jüngern kühne Degen; Züge wie die Verwundung des Malchus durch Petrus wurden hervorgehoben, andere etwa vom Hinhalten der linken Wange nach einem Streich auf die rechte, wurden ignoriert usw. (vgl. *Heliand.*) Andrerseits aber, und das ist für unsere Betrachtung das wesentliche: aus dem Bedürfnis heraus, das, was man rein ahnungsmäßig als erstrebenswert und vorbildlich empfand, anzunehmen, und bei der Unfähigkeit, es tatsächlich zu leben, nahm man zunächst die Ausdrucksformen gewisser ethisch-psychologischer Vorgänge und Zustände an; man markierte Demut, Erbarmen, Reue — und zwar in ganz übertriebener Weise. Daher erklären sich auf mittelalterlichen Bildern jene outrierten Gebärden der Selbsterniedrigung, des Mitleids, der Zerknirschung usw. Sie entsprechen den konkreten Vorgängen: „Wer irgendwie erhöht werden sollte, der Herzog, der zum König, der Mönch, der für ein hohes Kirchenamt ausersehen war, der suchte seine Unwürdigkeit durch bestimmte Gesten zu zeigen. Tränen der Rührung und der Bescheidenheit flossen in beiden Fällen, der Fürst fällt vor seinen Genossen unter Tränen auf die Knie, der Mönch flieht weinend und sucht sich der Annahme der höheren Würde zu entziehen .... Wer als gabeheischender, elender Mann sich nahte, den musste sein Äußeres

schon als Unglücklichen kennzeichnen, und Jammer und Tränen waren wieder vonnöten" (Steinhausen).

Man wird hier möglicherweise einwenden, dass demnach die durch das Christentum uns anerzogene Kultur auf Ersetzung des Natürlichen durch die Unnatur hinausliefe. Das ist im gewissen Sinne richtig, und es ist bewundernswert, was in dieser Schule erzielt worden ist. In welchem Maße die ursprüngliche Natur des Menschen gebändigt, die Äußerungen urwüchsigster Leidenschaften beherrscht und gezügelt worden sind, mögen zwei Beispiele dartun, genauer: Beispiel und Gegenbeispiel.

Im zweiten Band seiner *Geschichte der deutschen Kaiserzeit* erzählt Giesebrecht eine Episode aus dem Leben Kaiser Konrads II. Der Kaiser hegte von alter Zeit her einen tiefen Groll gegen den Herzog Adalbero und war von solcher Bitterkeit gegen ihn erfüllt, dass er die Markgrafen und andere Fürsten, die gerade am Hofe waren, berief und ihnen gebot, Adalbero sein Herzogtum und seine Mark durch richterlichen Spruch zu entziehen. Die Fürsten urteilten jedoch, ohne die Gegenwart und Zustimmung des jungen Königs Heinrich könne dies nicht geschehen. Hierauf ließ der Kaiser seinen Sohn rufen, stellte ihm Adalberos Unrecht vor und verlangte die dem Verbrechen gebührende Bestrafung des Herzogs; er bestand darauf, dass der Kärnthner das Herzogtum verlieren müsse. Aber der junge König erklärte, eingedenk eines früheren mit dem Herzoge geschlossenen Vertrages, unter den höchsten Beteuerungen seiner Ergebenheit und Treue dem Vater, dass er dazu seine Hand niemals bieten könne und dürfe, und blieb hartnäckig bei dieser Erklärung. Lange wurde die Sache verhandelt. Ermahnungen, Drohungen, Bitten des Vaters führten zu nichts; der junge König blieb hartnäckig bei seiner Meinung. Endlich sank der Kaiser, sich erhitzend und im tiefsten Herzen durch den Widerstand seines Sohnes verwundet, vor aller Angesicht ohnmächtig zur Erde hin; sprachlos, mit geschlossenen Augen, wie von Sinnen wurde er aufgehoben und man brachte ihn auf ein Bett. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich und ließ alsbald wiederum seinen Sohn und die Fürsten rufen. Auf das tiefste demütigte er sich vor ihnen, seiner kaiserlichen Majestät vergessend; unter Tränen warf er sich vor seinem Sohn auf die Knie und beschwor ihn, seines Vaters zu gedenken, den Triumph ihrer beider-

seitigen Feinde nicht zu vermehren, nicht dem Reiche den größten Schimpf und sich selbst ewige Schande zu bereiten, indem er sich von seinem Vater lossage. Da wurde endlich der junge König durch die Tränen des Vaters gerührt, ging in sich und ergab sich in das Gebot und den Willen des Kaisers. Er erklärte, dass er durch einen Schwur, den er früher Adalbero geleistet, gebunden gewesen sei, und dass sein Erzieher, der Bischof Engelbert von Freisingen, ihn zu diesem Schwur bewogen habe. Hocherzürnt fragte der Kaiser den Bischof, ob dem so wäre. Dieser verhehlte es nicht und suchte sich damit zu rechtfertigen, dass er den Schwur nur veranlasst habe, um Adalbero dem Könige treu zu erhalten, der Schwur selbst überdies nichts anderes enthalten habe, als was sich ohnehin verstanden hätte, dass nämlich der Herzog ohne Urteil und Recht keinen Schaden an Leib und Gut erleiden sollte. Aber der Kaiser hörte wenig auf solche Entschuldigungen, fuhr mit der größten Heftigkeit auf den Bischof los und wies ihn aus der Türe; unter einer Flut von Schmähreden zog sich der Bischof schambedeckt zurück. Hierauf kehrte der Kaiser zum Fürstengericht zurück, welches Herzogtum und Mark dem Kärnthner absprach." — — — — —

Es scheint mir, dass ich mich hier jedes Kommentars enthalten kann. Die Willkür im Handeln, die Maßlosigkeit im Begehren, die Unbeherrschtheit der Affektäußerungen bei einem hochstehenden Manne, der zur geistigen Auslese seiner Zeit gehörte, sind in der kurzen Episode eindrucksvoll wiedergegeben.

Und nun eilen wir 800 Jahre voraus. Das Gegenbeispiel findet sich in den Aufzeichnungen Stanleys. Stanley war 1869 oder 1870 ausgeschickt worden, um den englischen Missionar und Forschungsreisenden Livingstone zu finden. Dieser war auf einer Expedition ins Innere Afrikas verschollen und schlimme Gerüchte drangen nach Europa über ein Unglück, das ihn ereilt haben sollte. Tatsächlich befand er sich am Leben, war aber in großer materieller Not, zudem krank. In Ujiji am Taganjika-See stieß Stanley auf die Expedition des Gesuchten. Er schildert die denkwürdige Begegnung zwischen Retter und Gerettetem folgendermaßen:

„Inzwischen hatte die Spitze unseres Zuges Halt gemacht; der Führer war aus der Reihe getreten und hielt seine Fahne hoch

empor, während Selim, der Dolmetsch, mir zurief: „Herr, ich sehe den Doktor! Er ist ein ganz alter Mann mit einem weißen Bart!“ — Und ich — was hätte ich nicht drum gegeben, wenn ein Stück freundlicher Wildnis mich jetzt umfangen hätte, damit ich ungesehen meiner Freude in irgend einem Blödsinn hätte Luft machen können, etwa indem ich mich wie toll in die Hand biss, oder Purzelbaum schlug, oder auf benachbarte Bäume einhieb, um all die stürmischen Gefühle zu beschwichtigen, die ich kaum beherrschen konnte! Mein Herz schlägt wie toll, aber mein Gesicht darf keine Bewegung verraten, um nicht der Würde eines Weißen, der unter so ungewöhnlichen Umständen auftritt, Eintrag zu tun.

So tat ich denn, was ich für das Würdigste hielt. Ich drängte die Leute auseinander und schritt durch die Spalier bildende Menge auf den Halbkreis von Arabern zu, vor denen der weiße Mann mit dem grauen Bart stund. Wie ich so langsam auf ihn zukam, sah ich, dass er blass und erschöpft aussah; er trug eine bläuliche Mütze mit verblichenem Goldband, ein Wams mit roten Ärmeln und ein Paar graue Zwilchhosen. — Am liebsten wäre ich auf ihn zugelaufen, aber dazu war ich angesichts der Menschenmenge zu feig; oder ich wäre ihm um den Hals gefallen, aber da er ein Engländer war, wusste ich nicht, wie er das aufnehmen würde. So tat ich denn, was Feigheit und falscher Stolz mir eingaben, — ich ging gemessen auf ihn zu, nahm den Hut ab und sagte: „Dr. Livingstone, wie ich vermute?“ „Jawohl!“ antwortete er mit einem gütigen Lächeln und lüftete die Mütze. Ich setze meinen Hut wieder auf, er die Mütze, und wir drücken uns die Hände; dann sage ich laut: „Doktor, ich danke Gott, dass es mir vergönnt ist, Sie zu sehen;“ „und ich,“ erwiderte er, „bin dankbar, dass ich Sie hier willkommen heißen kann.“ — Ich wende mich den Arabern zu und nehme den Hut ab in Erwiderung ihrer Willkommenrufe. Dr. Livingstone stellt mich ihnen vor und nennt meinen Namen. — Und dann vergessen wir, Livingstone und ich, die Menge, vergessen meine Leute, die die Gefahren mit mir geteilt, und wenden uns der Hütte zu. Livingstone weist auf die Veranda, oder besser gesagt, auf die Plattform aus Lehm unter dem breit vorspringenden Dach; er weist auf seinen besonderen Sitzplatz. Ich protestiere, aber er gibt nicht nach, und ich muss ihn nehmen.“

Die Gegenüberstellung dieser beiden Episoden ist lehrreich.

Jede verkörpert ein Stück Kulturpsychologie. Auf der einen Seite der Mensch des 11. Jahrhunderts. Welche Unbeherrschtheit der Affekte, welche Zügellosigkeit in ihren Äußerungen! Wie primitiv sind noch die sittlichen Anschauungen bei einem Manne der höchstkultivierten Gesellschaftsschicht! — Und 800 Jahre später! Wie vollkommen hat sich die Zucht und Erziehung der Kirche durchgesetzt! Unter unendlichen Mühsalen, durch glühende Salzsteppen und undurchdringliche Wälder sucht ein Fremder den Fremden, eilt ihm zu Hülfe, bringt ihm die ersehnte Rettung — um im Momente der Erfüllung mit einem einfachen Händedruck alles, was an natürlichen Gefühlen sich vordrängen und laut werden möchte, zu sagen; welche Disziplinierung des inneren Menschen! Welche Bändigung der Natur! Die Motive der Barmherzigkeit und menschlichen Anteilnahme, der Nächstenliebe und Fernstenhilfe haben lebendige Kraft erlangt.

Aber freilich gerade bei der Episode von der Begegnung Livingstones und Stanley fällt uns etwas auf, was Zweifel und Einwände wecken könnte. Ist die Bändigung der Natur hier nicht schon so weit gediehen, dass sie an Vergewaltigung streift? Und damit taucht auch die Gesamtfrage auf, ob das Erziehungsprinzip, das Christentum und Kirche dem europäischen Naturmenschen aufjochten, so Gewaltiges es leistete, nicht auch Gefahren in sich birgt, antagonistische Kräfte, die unter Umständen zur Selbstaufhebung der Entwicklung führen könnten.

Denn im Grunde genommen: worauf lief es hinaus? — Auf eine Unterdrückung des ganzen natürlichen Menschen, mit seinen Neigungen zu Gewalt, Grausamkeit, zu Gesetzeslosigkeit und Ausschweifungen jeglicher Arf; auf eine Unterdrückung und Niederhaltung nicht nur der Triebsäußerungen, sondern auch der Triebe selbst. Diese wurden zum Bösen kat exochen, wurden verdammt und verleugnet, und sobald sie sich irgendwo äußerten, gewaltsam in ihr dunkles Seelengehäuse wieder hineingestopft.

Mit anderen Worten: der Mechanismus, der bei der Sittigung der europäisch-christlichen Menschheit tätig war, beruht — psychologisch gesprochen — auf der *Verdrängung*. Er birgt, trotz seiner Leistung für die Kultur, antagonistische Kräfte in sich, die unter Umständen zur Selbstaufhebung der Entwicklungsbewegung führen können. Aus folgenden Gründen:

Erstens. Der Verdrängungsmechanismus als erzieherisches Prinzip ist in der Tiefenwirkung beschränkt durch die Einseitigkeit seiner Wirkungsweise. Solange das Triebleben der Menschheit noch ein ungeformtes Gewoge gewaltigster Urkräfte bildete, lag die Gefahr nahe, dass diese Mächte, einmal entfesselt, alles rücksichtslos niederwarfen und zertrümmerten. Einmal in feste Schranken und Strombahnen gewöhnt, wird die grob-destruktive Komponente immer geringer, hingegen wächst die Gefahr, dass der Mensch einen ganzen großen Teil seiner Einzel-, wie Gesamtpersönlichkeit verliert und schließlich verleugnet. Das führt dann zu einer Erscheinung, die man, moralisch gesprochen, als Heuchelei bezeichnet, die aber häufig, psychologisch ausgedrückt, auf einer Persönlichkeitsspaltung beruht. — Es beeinflusst aber auch das ganze Denken und Fühlen. Aus der immer wieder stereotyp wiederholten kategorischen Forderung: so sollst du sein! wird im Laufe der Zeit die Vorstellung wirksam: und ich bin es auch! — Auf diesem Wege aber kommt die Menschheit nie zur Selbständigkeit weder des Denkens noch des Handelns; sie bleibt im Banne der normativen Betrachtung befangen. (Vgl. Vierkandt, *Naturvölker und Kulturvölker* I, 5.)

Zweitens. Jener abgesprengte, verdrängte und zum Bösen schlechthin erklärte Teil unserer Persönlichkeit wird dadurch, dass wir die Blicke gewaltsam von ihm abwenden, nicht aus der Welt geschafft; er bleibt in uns und wird durch die Heimlichkeit seiner Existenz um so unheimlicher. Nicht nur weil verborgene und unerkannte Mächte am schmerzlichsten quälen (wir werden am schlimmsten von unsichtbaren Händen gebogen und gequält, sagt Nietzsche), sondern weil diese Kräfte in die Tiefen der Seele verschlossen, ein Stück unbeherrschter Natur darstellen, das jederzeit die Fesseln sprengen kann und dann, von der Vernunft unkontrolliert, die ganze Unsinnigkeit entfesselter Elemente betätigen kann.

Drittens aber. Jene undifferenzierten, noch richtung- und bestimmungslosen Kräfte sind eben nicht böse schlechthin, sondern enthalten ungesondert Möglichkeiten zum Destruktiven wie zum Schöpferischen in sich; es fehlt die richtunggebende, formende Hand. Nietzsche wusste das. Im Menschlichen Allzumenchlichen schreibt er: „Wer jene zerfurchten Kessel sieht, in denen Gletscher gelagert haben, hält es kaum für möglich, dass eine Zeit kommt,

wo an derselben Stelle ein Wiesen- und Waldtal mit Bächen darin sich hinzieht. So ist es auch in der Geschichte der Menschheit; die wildesten Kräfte brechen Bahn, zunächst zerstörend, aber trotzdem war ihre Tätigkeit nötig, damit später eine mildere Gesittung hier ihr Haus aufschlage. Die schrecklichen Energien — das, was man das Böse nennt — sind die zyklopischen Architekten und Wegebauer der Humanität."

Es wäre in der Tat der größte Verlust, der die Menschheit betreffen könnte, wenn sie nie an ihr „Böses" herankommen könnte, um es in Besitz zu nehmen und kulturell zu erschließen. Kraftlose, farblose lebende Automaten müssten die Menschen werden; individualistisch-selbstsüchtig, ohne Schwung zum Schaffen und Handeln.

Die große Frage ist nur, ob jene schützenden Hüllen, die die Erziehung dem ungeformten Kern des innern Menschen angelegt hat, widerstandsfähig genug geworden sind, um destruktive Ausbrüche zu verhindern, wenn man einmal beginnt, die Schalen zu lüften.

In den letzten Jahrzehnten hat man sich von verschiedenen Seiten her an diese Frage herangemacht. Im Grunde hat sie Darwin aufgeworfen, und die Kirchenväter aller Kulturländer als Träger und Hauptverkörperer des Verdrängungsprinzips spürten mit feiner Witterung in ihm ihren Todfeind. Mit der behutsam-stählernen Hand des Wissenschaftlers zerriss er unbarmherzig die Illusion von der Gottähnlichkeit und Einzigartigkeit des Menschen, gab uns der Erde wieder und lehrte uns sehen, wie nah wir dem Tiere stehen. Und seither drang der Entwicklungsgedanke in alle Disziplinen ein, und die Methoden der Embryologie und vergleichenden Anatomie wurden auf die Geschichtswissenschaft, Volkswirtschaft, Soziologie angewandt und wirkten außerordentlich befruchtend.

Man gewann dabei langsam den Mut — auf das Heldengedicht zu verzichten und seine geschichtlichen Vorfahren durch Vergleichung mit den lebenden Primitiven kulturell und sittlich einzuordnen; zu sehen, wie sie waren, statt wie die Wunschphantasien sie ausgestattet. John Lubbock war unter den ersten, die zur Ergänzung unsrer Kenntnisse über unsere prähistorischen Vorfahren lebende Naturvölker heranzog. Müller-Lyer zog die großen Richtlinien der Entwicklung vom Primitiven zum modernen Mitteleuropäer. In andrer Weise, aber mit nicht weniger Mut und Offenherzigkeit,

stellte Vierkandt Naturvölker und Kulturvölker gegenüber und deckte die mancherlei Spuren von Halbkultur mitten in unserer Vollkultur auf. Dabei ist ein Stück Gotteskindschaftswahn mehr in die Brüche gegangen, nämlich die naive europazentrische Orientierung unseres gesamten Denkens und Urteilens. Aber die kulturhistorische Paläontologie der Ethnologen brachte uns dafür unserem tieferen Selbst näher und unseren verschütteten Lebensquellen. Das Interesse für das Primitive überhaupt wurde geweckt. Bemerkenswert ist auch das Wiederbeleben längst vergessener primitiver Kunstformen. Und da jede Form einen Inhalt hat, darf man schließen, dass gleichsam mit einem Schub unserer Entwicklung Probleme mobilisiert und zur Konstellation gebracht worden sind, für die jene von allen Eintagsfliegen belächelten künstlerischen Gestaltungen, den adäquaten Ausdruck bilden.

Auch der Naturalismus der Achtziger- und Neunzigerjahre gehört hierher. Er bedeutet eine Etappe in dem großen und bedeutungsvollen Prozess der Wirklichkeitsbemächtigung, an dem wir alle, ob wollend oder nichtwollend, teilnehmen, einen Versuch, die rosenroten Schleier unseres infantilen Weltbildes zu zerreißen.

Auch die Individualpsychologie zog aus der sich bildenden neuen Einstellung des Menschen zu seinem Selbst entscheidende Folgerungen und begann, Tatsachen zu sehen, zu beschreiben, zu behandeln, die jahrzehntelang, gleichsam einem stillschweigenden Übereinkommen gemäß, totgeschwiegen und weggesehen worden waren, so dringend und unausweichlich sie eigentlich waren. Sie schuf sich neue Methoden, ich möchte fast sagen, neue Organe der Wahrnehmung und Forschung und begann, ohne Rücksicht auf die Ergebnisse — und das allein wohl darf man Wissenschaft nennen — abzuteufen. Manches, was dabei zum Vorschein kam, beliebte wenig; es entsprach nicht unseren aufgestellten Normen und weckte daher erbitterten Widerstand. Ich erinnere nur an die ganz unsachliche Kritik, die sich Sigmund Freud zuzog. So sehr er in manchem geirrt haben mag, wir wären nicht so unfähig gewesen, seine Ideen zu prüfen, wenn die jahrhundertelange Gewöhnung ans Verdrängen alles dessen, was unserem Bewusstsein peinlich ist, uns nicht mit tausend Widerständen rein subjektiver Natur erfüllt hätte.

Die Verdrängung, die, wie mehrfach betont, für die Sittigung Wertvolles geleistet, war schließlich sakrosankt erklärt worden; kein Wunder, dass man sie nicht aufgeben wollte und will, dass man sich gegen den neu auftauchenden Gott wehrte! Für viele, bei denen die Hemmungen noch nicht fest genug sein mochten, bedeuteten die Gedanken Freuds tatsächlich eine Gefahr, nämlich *die,* real zu leben, von dem es lediglich galt, es anzuschauen, zu prüfen und als ein Erkenntnisfaktum zu acceptieren. Aber wie sagt Zarathustra: „Deine wilden Hunde wollen in die Freiheit; sie bellen vor Lust in ihrem Keller, wenn dein Geist alle Gefängnisse zu lösen trachtet“ . . .

Indessen half alles wider den Stachel löcken nichts. Die Bahn der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes führt in der Richtung allmählicher Aufdeckung aller dunklen, unbekannten, unbewussten Seelenpartien. Es lässt sich, wie Lamprecht schreibt, „mit unbedingter Sicherheit sagen, dass im Verlaufe großer menschlicher Entwicklungen eine Steigerung der Intensität des ursprünglichen Seelenlebens in dem Sinne eintritt, dass immer weitere Seiten dieses Seelenlebens in das Bewusstsein gehoben werden“.

IV.

Als der Krieg ausbrach, erhoben sich in England sowohl wie in Deutschland Stimmen gläubiger Menschen, welche mutig die Frage aufwarfen, ob der Krieg mit dem Christentum vereinbar sei. Nur wenige wagten die Antwort, welche allein richtig gewesen wäre. (Sie wagten Kopf und Ehre.) Die meisten versuchten, sich mit dialektischen Fechterstücklein aus dem Konflikt zu ziehen.*) Es ist aber ganz klar, dass der Krieg dem *Geiste* des Christentums widerspricht, mit ihm unvereinbar ist. Hingegen wäre die Frage berechtigt, ob wir denn nun für alle Zeiten im Banne der christlichen Weltanschauung bleiben müssen, immerfort die Wirklichkeit umdichtend und wegdichtend, um uns die Unvereinbarkeit des christlichen Geistes mit unserem inneren Menschen und unserer

*) Bezeichnend für den scholastischen mittelalterlichen Geist, aus dem heraus gelegentlich argumentiert wurde, ist eine Einsendung in Nr. 1131 der *Neuen Zürcher Zeitung* (29. VIII. 1915). Ein Theologe erklärte hier, der Krieg widerspräche durchaus nicht dem Christentum; nirgends in der Bibel stände, man dürfe nicht töten, sondern nur — man dürfe nicht morden.

Welt, wie sie ist, nicht eingestehen zu müssen. Es scheint mir, es wäre verfehlt, wollten die Gläubigen immer weiter darauf beharren: wir müssen noch tiefer ins Christentum hinein. Wir müssen vielmehr versuchen, zu einer Weltanschauung zu kommen, die neben den hohen, zum Teil überhohen Anforderungen des Christentums, mit der menschlichen Natur, wie sie ist, rechnet. Wir müssen uns daran gewöhnen, das Böse in uns als Tatsache zu akzeptieren und von hier aus neue Lebensmöglichkeiten anstreben. Die Welt wird dabei nicht in Trümmer sinken, die Kultur nicht untergehen, wohl aber auf eine realere und ehrlichere Basis gestellt werden. Es sind eben Hass und Gewalt auch Wege, auf denen die Menschen sich einander nähern, keineswegs bloß Liebe und Mitleid. So waren für die meisten Mitteleuropäer, auch die gebildeten, vor einigen Jahrzehnten Serben, Bulgaren, Montenegriner ein undifferenziertes Chaos von Mausefallenfabrikanten, Hammeldieben und Operettenfiguren. Hätten diese Völker auf dem Wege der Feindesliebe und Unterordnung unter den väterlichen Willen Gottes verharren wollen, dann wären sie noch heute unter der anarchischen Herrschaft der Türken. Nur auf dem Wege der Gewalt konnten sie den Kampf um ihre nationale Individualität siegreich bestehen und sich die Achtung erwerben, die ihnen heute gezollt wird — und deren sie offenbar schon vorher wert waren.

Interessant ist es auch, zu beobachten, wie auf der Basis des Primitiv-Kollektiven, die wir durch die große Regression des Krieges erreicht haben, nicht nur zwischen Volksgenossen vorher ungekannte und kaum für möglich gehaltene Beziehungen gegenseitiger Achtung und Teilnahme sich einstellen, sondern auch von Feind zu Feind. Ich verweise hier auf die Auszüge aus russischen und österreichischen Blättern, die in den *Basler Nachrichten* vom 16. August 1915 (Nr. 411) veröffentlicht wurden. Mit welcher Achtung urteilen hier Feinde über einander! Auf primitiven Stufen lernt man den Menschen eben aus der Kraft seiner Faust und seiner militärischen Überlegenheit schätzen und ihm die Stellung einräumen, die ihm gebührt. *Und wir sind so primitiv.*

Aber blicken wir vor allem in das Innere der Staaten. Welchen Wandel hat die Entbindung der ängstlich unter Verschluss gehaltenen primitiven Kräfte vollbracht! Allen Völkern ist dies

das große erstaunende Erlebnis gewesen: welche ungeahnten Kräfte und Fähigkeiten schlummerten doch in uns! Wir hätten es selbst nicht geglaubt! — Wo blieb die Dekadenz der Franzosen? Wo die Verlotterung der Russen? Wo die wirtschaftliche Erschöpfung der Deutschen? Haben nicht *alle* mehr geleistet als man ihnen vorher zugetraut hätte?

Und auch die Folgen für die Zukunft können kaum überschätzt werden. Das Blutbad, in das die Völker gestiegen sind, wird für alle zum Bad der Wiedergeburt werden.

* * *

Wir stehen an einer großen Wende: am Übergang von einem auf Verdrängung, Furcht und Nicht-Wissen-Wollen beruhenden Weltbild zu einem der bewussten Erforschung und Beherrschung der dunkelsten Mächte. An Stelle der Abhängigkeit von metaphysischen Postulaten, die zum Teil unerfüllbar sind und auf der Tendenz beruhen: fordere viel, sonst leistet man noch weniger! beginnt der Begriff der sittlichen Selbstbestimmung aus uns selbst heraus sich zu bilden unter realer Berüchsichtigung dessen, was wir sind und was wir können. Wir stehen im Begriff, das Böse aus seinem Dunkel ans Licht zu heben und als einen integrierenden Bestandteil unseres ethischen Soll und Habens aufzunehmen. Vorerst freilich unter der Form der Projektion. Noch haben wir nicht den Mut zu uns selbst; denn obwohl alle Völker im Kriege Gewalt, Grausamkeit, Ausschweifungen jeglicher Art *leben,* so erklärt doch jedes: *unser* Morden, Brennen, Zerstören ist Tugend, hingegen eures — das ist das schwarze Laster selber.

Einen Augenblick lang sah es anders aus; damals, als Deutschland kurzerhand erklärte: Not kennt kein Gebot! und ohne diplomatische Vorbereitung in Belgien einbrach. Es tat damit nichts Schlimmeres, als was .andere Völker in diesem und allen anderen Kriegen getan haben — Krieg ist nun einmal einseitige Aufhebung des Rechts — aber es tat das Böse ohne jenes übliche Drumherum von moralischen Ausreden. Es bekannte sich zum Brutalen. Allein es zeigte sich bald, dass der Deutsche seiner Tat nicht gewachsen war; „gleichwüchsig war er seiner Tat, als er sie tat; aber ihr Bild ertrug er nicht, als sie getan war". Und es begann jener Rückzug, den Spitteler mit spitzer Zunge als den Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers bezeichnet hat.

Mit anderen Worten: wohl tun die Völker im Kriege das Böse, wohl leben sie es, und sie hatten den elementaren Ausbruch nötig, um das Böse in seiner ganzen Gewalt und Größe zu erleben, aber bis jetzt ist der Prozess erst so weit gediehen, dass man nur im stande ist, das Primitive am anderen zu erkennen und als primitiv einzuschätzen, bei sich selber muss es heilig gesprochen werden. So tugendhaft sind wir geworden, so intensiv ist die Stärke moralischer Vorstellungen in unserer mitteleuropäischen Geisteswelt, dass wir das Böse in Gut umdichten müssen — bevor wir es ansehen können. Aber auf die Dauer wird diese Einengung des Blickfeldes nicht standhalten. Wenn der Rausch der Kollektivleidenschaft überstanden ist, wird die Zeit der Reflexion, der Verarbeitung des Erlebten einsetzen. „Der Epoche blinder, fanatischer Begeisterung wird eine solche folgen, in der die Kehrseite, nämlich die Brutalität, die jetzt ganz auf den Feind projiziert erscheint, bewusst anerkannt werden muss. Darauf wird eine Periode der Qual und des verzweifelten Suchens folgen, des Suchens nach Mitteln und Wegen, diese elementaren Energien der Kultur dienstbar zu machen.“ Soll das gelingen, wird es nötig sein, das Böse einmal mit Liebe und Verständnis zu behandeln, statt es in dunkle Verließe zu sperren.

Kommen wird diese Zeit. Die Menschheit wird in dem Jammer und Pessimismus, welche der Erkenntnis zu folgen pflegen, ebenso wenig untergehen, wie in dem Graus der Riesenschlachten, durch den sie hindurchrasen musste. Denn es lebt ein Etwas in der Menschheit, eine unzerstörbare, höher strebende Tendenz, die den einzelnen zwingt, so viel Leid und Qual auf sich zu nehmen, um mit sich selbst und der Welt in Einklang zu kommen, und die Völker zwingt, Kulturstufe um Kulturstufe zu erklimmen ohne Rücksicht auf maßlose Opfer; mag man es nun Gott nennen oder das Religiöse oder, wie der alte Lao Tse, die *Bahn*.

ZÜRICH HERBERT OCZERET

□□□

On instruit les enfants à craindre et à obéir; l'avarice, l'orgueil ou la timidité des pères, enseignent aux enfants l'économie, l'arrogance ou la soumission. On les excite encore à être copistes, à quoi ils ne sont déjà que trop enclins; nul ne songe à les rendre originaux, hardis, indépendants.

VAUVENARGUES *(Maximes)*.